

David Henkel (K2)

Zeitlos – wie die Zeit mich bog

Paris, Auf dem Weg zum Bahnhof – Gare du Nord, Neuzeit.

Ein rumpliges Müllauto kehrt mit seinen riesigen Bürsten die leeren Colabüchsen, Zigarettensammel und andere Reste menschlichen Konsums aus dem Rinnstein. Meine schnellen Schritte hallen durch die enge Gasse, die mich laut Karten-App Richtung Bahnhof Gare du Nord in Paris führen soll. Das regelmäßige Klatschen der ausgelatschten Flipflops und mein keuchender Atem ergeben die typische Tonkreation eines Interrailers, der wieder einmal verpennt hat. Die zwei schnell im Vorbeistürmen am Buffet geschnappten Croissants liegen schwer im Magen und lassen das Sprinten mit einem 25kg-Rucksack zur Qual werden.

Was mache ich hier eigentlich? Ich bin im Urlaub!!! Wieso sehe ich mich dann hier voller Panik wie zur ersten Unterrichtsstunde hetzen?

Ein Symptom der Zeit, in der ich zu Hause bin. Sprint durchs Leben! Wäre ich wie D'Artagnan mit meinem Pferd unterwegs, würde es auf geschätzte 1000km quer durch den französische Großstaat keinen Unterschied machen, ob ich ein paar Minuten früher oder später als geplant losreite. Heute jedoch ist der TGV weg, die Platzreservierung futsch und der Reiseplan im Eimer.

Genau! Der Plan! Das Leben durchplanen, jede Minute sinnvoll ausfüllen, nichts auslassen, keinen Moment vergeuden – auch so ein Symptom. Ich sehe meine mahnende Mutter vor Augen. Das spornt mich an. Ich hetze durch die Rue la Fayette. Fest vor Augen, hier den Schlusspurt zum Bahnhof einzulegen, nehme ich noch mal die knappe Atemluft in meinen Lungen zusammen, schlittere um die Ecke und sprinte auf die Silhouette des massiven Steinblocks zu, der einem alten Tempel gleicht. Die Zeit tickt unbarmherzig, noch 7 kurze Minuten bis zur Abfahrt. Ich hoffe, Apple hat sich nicht verrechnet.

Als ob die große Interrailer-Sanduhr für mich laufen würde, schaffe ich es genau drei Minuten vor Abfahrt des Zuges in den Eingang des Gare du Nord. Jetzt noch schnell das Gleis suchen. Jeder, der Zeit hätte, würde den Anblick des schönen, alten Kopfbahnhofs sehr genießen. 1846 mit Großzügigkeit und Luxus gebaut, werden hier täglich fast eine halbe Million Reisende abgefertigt. Ich fühle mich wie in einem Computerspiel: Ich muss das nächste Level schaffen! Wie auf Eis rutsche ich in meinen ausgelatschten Flipflops auf dem glatten Marmor auf Gleis 19 zu. Der TGV glänzt wie ein riesiger metallischer Wurm – bereit, sich mit 300 Sachen durch die Landschaft zu fressen.

Interrailpass gezückt, darf ich den Schaffner passieren und mich in den weichen Ledersessel pflanzen. Geschafft.

Ich klappe die Tageszeitung von gestern auf. Neben dem üblichen Geschwafel über Zeit und Geld ist ein Artikel von einer Krankenschwester abgedruckt, die Sterbende in den Tod begleitet und ihre letzten Worte aufgeschrieben hat. Abgelenkt durch die schrille Pfeife des wie aus dem Orientexpress gekleideten Schaffners und der darauf folgenden Anfahrt des schnellsten Zuges der Welt lege ich die Zeitung erschöpft beiseite und lehne mich zurück.

Knappe 2 Stunden später und fast 500km weiter wache ich von der Zugdurchsage auf. Wir halten im Lyoner Hauptbahnhof. Hier haben die Franzosen ein sechs Milliarden Euro schweres Bahnhofsgebäude, bestehend aus einer 450 Meter langen und 56 Meter breiten futuristischen Halle aus Stahl, Glaselementen und Stahlbeton mit Verbindungsgängen zum Flughafen Lyon Saint-Exupéry hingesezt. Es könnte aus HR Gigers Alienwerkstatt stammen. Das zentrale Element des Bahnhofs ist der rund 39 Meter hohe Hauptpavillon, der aussieht wie ein riesiges Vogelskelett.



Funktional und kühl, ohne die Wärme gemütlicher Details, wie im Pariser Gare du Nord. In mir blitzt kurz ein Zahlenstrahl der menschlichen Geschichte auf. Der Lyoner Bahnhof ist ganz sicher ein Zeichen der heutigen Moderne, ein Zeichen meiner Generation. Sind wir Menschen auch so geworden? Functional and cool, ungemütlich, weil immer in Eile?

Interessanterweise fällt mir die Veränderung der Umgebung erst in dem Moment auf, als ein Japaner versucht, die Abteiltür zu öffnen. Ich sitze nicht mehr in einem Großraumabteil, sondern in einem der typischen IC-6er-Abteile. Eigenartig.

Ich helfe dem Japaner, und mein Blick fällt auf die vor seiner Brust baumelnde Nikon. Ich seufze. Sicher fängt er gleich an zu knipsen, und dann holt er sein Smartphone raus und verschickt mit wildem Gedrücke seine Fotos nach Japan.

Wer mit einer alternativen Ökomutter aufgewachsen ist, dem werden – wie mir – in dieser Situation ein paar Lebensweisheiten einfallen wie: Es gibt keine Fremden, nur Freunde, die Du noch nicht kennengelernt hast... Oder: Vorurteile verhindern es, mit Neuem in Kontakt zu treten, und sie stecken Menschen, Individuen in Schubladen, bla bla bla...

Tatsächlich schaltet der junge Japaner, während er sich hinsetzt, seine Kamera ein und macht von dem Giger-Bahnhof noch drei, vier Fotos. Er lächelt mich an und ich mache, meiner Erziehung zuliebe, ein freundliches Gesicht. Die Bilder seien für seine Familie, die sich selbst solch eine Reise nicht leisten könne, erklärt er in japanisch gefärbtem Englisch. Ich tue den Kommentar mit einem knappen Nicken ab, stecke mir die Minikopfhörer wieder in die Ohren und drücke auf die digitale Playtaste meines iPhone 5S. Das habe ich von meinem Vater zum 17. Geburtstag bekommen. Ein Schlechtes-Gewissen-Geschenk eines Technikfanatikers, der glaubt, dass „Schneller, weiter, höher!“ die einzigen wichtigen Ziele im Leben eines Menschen sind und der letztlich am Ziel der Vaterrolle voll vorbeigeschossen ist. Aber das ist ein anderes Thema.

Ein alter, leiser Schmerz taucht auf und lässt mich nur nebenbei mitbekommen, dass sich der Zug und auch sein Tempo in einen IC verwandelt haben. Erschrocken schaue ich auf meinen Interrailpass, auf dem ich deutlich die Zugnummer „TGV 9249“, Abfahrtsort „Paris Gare du Nord“ und Zielort „Tourina Porta Susa“ notiert habe. Stimmt alles. Auch auf der digitalen Anzeige laufen in neongelber Schrift die Zeichen durch, die „Tourina“ bilden. Der Japaner scheint meine Aufregung bemerkt zu haben, setzt sich die Brille auf die Nase und fragt mich, ob alles okay bei mir wäre. Auf die Frage hin, ob der Zug nach Tourina fahre, antwortet er nur mit einem knappen: „Yes, Mister.“

Verwundert lasse ich mich wieder in den Sessel zurücksinken, der nun mehr einem Sitz und nicht mehr dem komfortablen Ledersessel im TGV gleicht. Na toll, großartiger Tag!

Etwas Gutes hat das Ganze. Meine Aufregung hat meine Arroganz gekapert, und meine Unsicherheit sucht nach Kontakt. Ich bin jetzt offen für ein Gespräch. Akio, so heißt der japanische Junge, hat mir meine anfängliche Reserviertheit nicht übelgenommen. Er bemerkt mein Interesse an seinen Fotos und zeigt mir bereitwillig seine auf das iPad heruntergeladenen, sensationellen Aufnahmen aus aller Welt.

Überraschenderweise hat er hauptsächlich Gebäude festgehalten. Ich sehe mir eine ganze Reihe Bilder von herkömmlichen Häusern und Wohnungen an. „Warum das?“, frage ich ihn. Nach ein paar Klicks landet er im Ordner „Japan“. „In Japans Hauptstadt leben mehr als zwölf Millionen Menschen auf 622 Quadratkilometern – eine Fläche kleiner als Hamburg also, mit mehr als sechsmal so vielen Menschen. Vom Flugzeug aus sieht Tokio wie eine endlose Fläche von Dächern und Wolkenkratzern aus“, sagt er und zeigt mir weitere, mir völlig fremdartige Bilder.

Die Qualität der Fotos ist unverändert, nur die Qualität der Wohnungen ist eine ganz andere. Aufgetürmt wie Würfel mit einem runden Glas in der Mitte gleichen sie einem Turm aus gestapelten Waschmaschinen. Yojôhan – das viereinhalb tatami, also Reisstrohmatten, umfassende Lebensfeld – auch „mini condos crammed to the brink“ genannt, ist ein Wohnphänomen japanischer Ballungsgebiete. Sie sind wie Fertiggzellen geformt und lassen sich leicht reinigen. Akio erklärt mir, dass diese Wohnform aus Raumnot und überbewerteten Grundstückspreisen entstanden ist. Dort leben Menschen, denen das Leben in einem herkömmlichen Familienverband nicht mehr selbstverständlich ist, Menschen, die häufig ihre Arbeitssituation oder ihren Lebensraum wechseln. Sie besitzen kaum noch etwas Persönliches und nutzen die gleichsam mitgewachsene, erweiterte Dienstleistungspalette, die ihnen die Möglichkeit gibt, sich und die Kleidung zu waschen, zu essen und andere soziale Dinge außerhalb der 8qm zu verrichten... Irgendwie gruselig.

Ist das die Zukunft in unseren großen Städten? Anonym, uniform, eng und billig?

Der Zug hält in Chambéry – Challes-les-Eaux, einem in den 80er Jahren restaurierten Bahnhof, der einen Knotenpunkt im französischen Verkehrsnetz darstellt. Die Pause ist nur kurz. Rasch setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Nach ein paar Minuten Fahrt versucht ein hübsches Mädchen die alte, klapprige Abteiltür aufzuschieben. Ich springe auf und helfe ihr, mich wundernd über den raschen Verfall meines einst so stattlichen TGV. Aber der tolle Anblick des Mädchens lenkt mich ab. Sie fragt nach freiem Platz und ob wir das Fenster öffnen könnten. Offensichtlich verbreiten wir den typischen Duft des schon eine Weile in den gleichen Sachen reisenden Interrailers. Da wir durch die Provence tuckern, hoffe ich, dass der Fahrtwind vielleicht Düfte von frischen provencalischen Kräutern hereinträgt und unseren Muffelgeruch verdrängt. Aber es riecht nun abscheulich nach Diesel und Abgasen. Meine Vermutung bestätigt sich, als ich aus dem Fenster blicke: Wir sitzen weder im TGV noch im IC, sondern in einer ziemlich heruntergekommenen Bahn, die von einer klapprigen Diesellok gezogen wird. Mir bleibt keine Zeit zum Nachdenken. Vera stellt sich höflich und in gebrochenem Englisch vor.

Sie ist eine mittelgroße junge Frau mit ebenmäßigem Gesicht, stark ausgeprägten Wangenknochen und sanften Augen. Ihre langen blonden Haare trägt sie elegant geflochten. Schlanke Beine mit schnittigen Stiletto, Rundungen, wo sie sein sollten, und teure Kleidung mit passendem Schmuck lassen sie fehl am Platze erscheinen, hier bei uns im alten Klapperzug.

Wir stellen uns ebenfalls vor, und die lockere und offene Atmosphäre zwischen uns jungen Leuten gibt uns das Vertrauen, ein wenig mehr von uns preiszugeben. Vera kommt aus einer armen Moskauer Familie, hat ihr Abitur in der Tasche und kaum eine Chance auf einen Studienplatz ohne entsprechendes Geld im Portemonnaie. Das braucht man nicht nur für die exorbitanten Mieten in Moskau, sondern auch zum Bestechen der Beamten und Bürokraten. Daher will sie jetzt ihr Glück erst einmal als „Escortedame“ in Frankreich versuchen. Das meiste Geld, was sie bisher verdient hat, steckt in Kleidung und Schmuck. Trotzdem kann sie mit der Pariser Konkurrenz nicht mithalten. Also versucht sie es aufs Neue in Nizza.

Ihre Geschichte berührt mich.

Für mich ist es selbstverständlich, dass ich studieren werde. Meine Anstrengungen auf dem Gymnasium werden mir den gewünschten Studienplatz einbringen. Dessen bin ich ganz sicher. Auch dass dann Geld zur Verfügung steht, ob durch die Eltern oder ein Stipendium, habe ich gar nicht angezweifelt. Die Vorstellung, als männliche Begleitung oder Callboy mein Leben zu finanzieren, ist abstrus. Sicher, dafür muss ich mich ganz dem Mainstream von Leistungs- und Anstrengungsbereitschaft, Wettbewerbs- und Konkurrenzdenken hingeben. Eine männlich dominierte Welt. Weibliche Eigenschaften, wie ich sie bei Vera erkennen kann, Weichheit, Sanftheit, Langsamkeit, Miteinander sind da nicht sehr hilfreich. Ich kann an meinen Mitschülerinnen schon erste Anzeichen erkennen, dass sie ihre weiblichen Qualitäten unterdrücken müssen, um in dieser Leistungswelt mithalten zu können. Sie sind cool, distanziert und messen sich mit den Jungen über schulische Leistungen und mit den Mädchen über körperliche Attribute. Hinter all der Anstrengung ist die Angst zu spüren, nicht zu reichen, nicht genug zu sein, so wie sie sind.

Die Gedanken machen mich nachdenklich, und ich frage mich, welchen Anteil ich an diesem Phänomen habe. Zählt für mich letztlich nicht auch nur das Siegen?

Die Zeit bis zum nächsten Bahnhof vergeht schnell unter unserem vertrauten Geplauder. Mit einem Ruckeln kommt der Zug zum Stehen, richtiges Schild, richtiger Bahnhof, wie die letzten Male auch. Zumindest der Weg stimmt noch.

Dann ein greller Pfiff, ein Zischen und Schnaufen. Ein ungläubiger Blick nach draußen bestätigt mir meine fantastische Vermutung: Die blauen Waggons mit weißem Dach und weißen Fenstern werden von einer langen, schwarzen Dampflok mit goldener Aufschrift und großen, roten Eisenrädern gezogen. Jetzt macht auch die Kleidung des Schaffners Sinn. Ich sitze im Orientexpress. Nicht mehr sonderlich verwundert falle ich zurück in meinen Sitz, der dem aus dem Holzabteil gleicht. Vielleicht träume ich das ganze Chaos ja auch, hoffe ich.

Jemand betritt das Abteil, aber ich bin zu müde, um die Augen zu öffnen. Die fremden Geschichten haben mich erschöpft. Sanft schlummere ich im gleichmäßigen Takt der Räder ein. Da mischt sich ein anderer Rhythmus dazu. Trommeln wie aus Afrika, exotisch und irgendwie nicht passend für den Orientexpress. Ich entschieße mich, ganz aufzuwachen, und begegne dem freundlichen Blick tiefschwarzer Augen. Der Afrikaner Imaan, wie ich später herausfinde, sitzt tatsächlich auf einer Trommel und schlägt schwungvoll seine flachen Hände auf eine große, senkrechte Fläche.

Ich merke, dass meine Gereiztheit langsam in Freude an der Musik umschlägt, die das Abteil füllt. Zuerst beginnen meine Finger langsam zu trommeln, bis ich schließlich mit ganzem Körper dabei bin. Meine Ukulele fällt mir ein. Mein bester Freund Johannes hat sie mir für die Reise geschenkt. Erst vorsichtig, dann selbstbewusst machen wir beide lange zusammen Musik, ohne ein Wort miteinander gesprochen zu haben.

Imaan kommt aus einer armen Gastarbeiterfamilie, hat alles hinter sich gelassen und besitzt nicht viel außer seiner kubanischen Cajon – einer sogenannten Kistentrommel. Für Afrikaner ist sie ein wichtiges Mittel, um Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit zu leben und zu festigen. Wie in allen Großstädten ist das Zusammenleben der Menschen im Banlieue von Paris von Aggression, Alkohol und Drogen geprägt. Auch hier hat sich der Gemein-schaftsgedanke auf die gemeinsamen Süchte zurückgezogen. Imaans Hoffnung ist es, mit seiner Musik die Menschen an ihre tiefen Bedürfnisse nach Freude, Schönheit, Harmonie und Frieden zu erinnern, dass das Leben Spaß machen kann, dass wir es mit einem Lachen passieren lassen können. Ich stimme ihm zu. Ich habe das Lachen im Grunde doch auch schon verloren. Die meiste Zeit sehe ich nach dem, was alles noch nicht perfekt ist, was ich noch nicht erreicht habe, wo ich mich noch mehr anstrengen sollte, statt nach jenem, was an Fülle schon in meinem Leben ist. So wie jetzt, wo ich mit wunderbaren Menschen zusammen erzähle, musiziere und meine Pariser Baguettes teile. Ich lasse mich von Imaans Fröhlichkeit anstecken, und ich bin froh, heute zum ersten Mal richtig lachen zu können.

Ein zufälliger Blick aus dem Waggonfenster verrät mir, dass unser Zug nur noch im Schritt-tempo fährt. Wir zuckeln durch eine fremde, karge, felsige Landschaft. Draußen taucht in der Höhe unseres Abteils ein dunkelhäutiger Junge auf. Er mag vielleicht 14 sein, ist mager und hat einen blauen, staubigen Rucksack auf dem Rücken.

„Wo sind wir hier?“, frage ich den Jungen auf Englisch, in der Hoffnung, dass er mich versteht. „Zwischen Muratli und Corlu in der Türkei“, antwortet er. Ob ich nicht wüsste, dass der Orientexpress nach Konstantinopel fahren würde? Er schüttelte verständnislos den Kopf.

Konstantinopel? Türkei? Was war hier los? Ich frage ihn, warum er hier alleine am Bahngleis entlangläuft. Er sei auf dem zweistündigen Nachhauseweg von der Schule. Der Zug kommt nun doch zum Stillstand, und weil mich der Junge namens Dhavut und seine Geschichte interessiert und mir mein Reiseplan mittlerweile schnuppe ist, packe ich meine sieben Sachen, bedanke mich bei meinen

Mitreisenden für die schöne gemeinsame Zeit, wünsche allen Glück und steige behutsam aus dem Fenster. Alles aufgeschnallt, geselle ich mich zu dem Jungen.

Eine Zeitlang troten wir schweigend nebeneinander her. Ich beginne, von mir zu erzählen, von meiner ungewöhnlichen Reise, dem Zugwunder und meinen neuen Freunden. Dhavut hört aufmerksam zu. Er ist verwundert. In der Schule hat er von den schnellen Zügen gehört. Selber ist er jedoch noch nie mit einer der klapprigen Eisenbahnen gefahren, dazu reicht das Geld seines Vaters nicht. Seinen zweistündigen Schulweg geht er seit 4 Jahren, morgens hin und nachmittags zurück. Anfangs hatte er Angst vor dem großen Fluss, den er über eine morsche Holzbrücke überqueren muss. Mittlerweile kann er schwimmen. Wenn er in der Schule ankommt, ist er oft müde und hungrig und kann sich kaum konzentrieren, und wenn er abends zurückkommt, muss er auf dem Feld helfen und Hausaufgaben machen. Daher ist er einer der schlechtesten Schüler der Klasse. Mir ist klar, dass seine Zukunftschancen in der heutigen Berufswelt selbst in seinem Land schlecht aussehen. Die Lehrer hier haben zwar Verständnis für die Situation der ärmeren Kinder. Das nützt nur nichts. Im globalen Kampf um Macht und Geld bleiben sie auf der Strecke.

Ich muss an Deutschland denken. Es ist alles anders. Im zivilisierten Land der Pünktlichkeit herrscht die Zeit. Wer zu spät kommt, ist unzuverlässig und begeht schon eine Art moralische Straftat. Unser ganzer Tag ist durchgeplant, vom Aufstehen bis zum „Licht aus“, wenig Chance auf Veränderung. Und dann diese Schnellebigkeit. Wie oft denken wir „Scheiß Deutsche Bahn“, obwohl sie nur 10 Minuten zu spät kommt? Für den Jungen sind 10 Minuten nichts. Mit dem TGV hingegen sind das schon fast 30 Kilometer.

Unsere Gesellschaft ist schnell geworden. Flugzeug, Bahn und Auto bringen uns in kürzester Zeit um den ganzen Globus. Wir sind vernetzt über Facebook und Co. und skypen länder-übergreifend. Wir erfahren uns als scheinbare Herrscher über Zeit und Raum.

Während wir uns über unsere Leben erzählen und erstaunt sind über die vielen Unterschiede, wird mir bewusst, dass uns alle, mich David, den Japaner Akio, die Russin Vera, Imaan aus Afrika und Dhavut aus der Türkei etwas verbindet. Wir sind Menschen, die Zeit brauchen, um Kontakte zu knüpfen, um Freundschaften zu schließen, zum Reden und Austausch, zum gemeinsamen Schweigen und Nachdenken. Wir brauchen die kleinen, langsamen und scheinbar wertlosen Dinge, wie gemeinsames Musizieren, Spielen und Lachen.

Ich muss an den Artikel in der Zeitschrift denken, der vorhin noch so unbedeutend schien. Diese besagte Krankenschwester hat Sterbende befragt nach dem, was diese gerne anders gemacht hätten in ihrem Leben, und daraus eine Liste erstellt.

Folgende fünf Sätze schieben sich in großen Buchstaben in mein Bewusstsein:

1. „Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, mein eigenes Leben zu leben.“
2. „Ich wünschte, ich hätte nicht so viel gearbeitet.“
3. „Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, meine Gefühle auszudrücken.“
4. „Ich wünschte mir, ich hätte den Kontakt zu meinen Freunden aufrechterhalten.“
5. „Ich wünschte, ich hätte mir erlaubt, glücklicher zu sein.“

Mich beeindruckten diese Sätze. Ich stehe noch am Anfang meines Lebensweges und spüre, ich habe die Freiheit der Wahl über die Art dieses Weges und damit auch die Verantwortung für mich selbst. Das fühlt sich gut an, irgendwie erwachsen.

In diesem Moment empfinde ich völlige Dankbarkeit für diesen ungewöhnlichen Tag während meiner ganz persönlichen Reise, für das Treffen mit diesen wundervollen, interessanten Menschen, die alle mit ihren Geschichten meinen Horizont erweitern konnten, auf dem jetzt die Silhouette der STADT wie eine Fata Morgana flimmert.

Es stimmt. Es gibt keine Fremden, nur Freunde, die wir noch nicht kennengelernt haben.